

Verlorene Ehre.

Von Maria v. Berta.

Es war ein heller schöner Frühlingstag. Das Gloriosa der uralten Loretofirche am Grabstein in Prag hatte eben geendet, als in der der Kirche gegenüber gelegenen Kaserne — dem alleherrwürdigen Czernin'schen Palais — lauter Trommelschlag erscholl, den man bis an das Ende des Vorplatzes vernahmen konnte.

Ein Kriegsgericht war dort im Kasernehof zusammengetreten. Vor demselben stand ein junger todtbleicher Mensch in Kadettenuniform, Namens Sandor Nyagoy. Er hörte das Urtheil an, welches seine ganze Existenz vernichtete: es erklärte ihn der Kadetteneigenschaft und der Unteroffizierscharge verlustig, degradirte ihn zum gemeinen Mann mit der Verpflichtung zum Nachdiene eines Strafbüchsen über die volle gesetzliche Dienstpflicht. Große, kalte Schweißtropfen perlten auf der Stirn des Gerichteten. Mit eiserner Willenskraft hielt er seine hohe, schlante, ritterliche Gestalt noch aufrecht, kämpfte er gegen das Verbunkeln der sonst so lebenslustigen Augen und hörte er die entehrenden Worte regungslos zu Ende.

Seine jugendlichen Kameraden, die als Warnung vor ähnlichen Vergehen dem Strafgericht betheiligen mußten, beobachteten nur mühsam die gleiche Fassung. Der dort stand, war ja ihrer aller Liebling gewesen — der junge tollkühne Ungar, der echte schwarzgürtige Pusthensohn, der den Becher der Lebenslust, den er taum an die Lippen gehetzt, in einem Zuge hatte leeren wollen. Ja, leichtsinnig, furchtbar leichtsinnig war er gewesen, der junge Sandor Nyagoy, aber eine so entehrende, unerbittliche Strafe, wie sie ihn jetzt traf, schien allen diesen jungen weichen Herzen doch zu viel.

In atemlosen Entsetzen blickten sie auf ihn, und als dem endlich noch bedenkliches Schwanken der drei Sterne und auch die Borte seiner Kadettenauszeichnung herabgerissen wurden, als sie ihn so ausgestoßen sahen aus ihren Reihen durch unglückbaren Schimpf — da griffen sie umsonst nach dem Knopf ihrer Seitengewehre, um sich die sonst so beliebte ledige kriegerische Haltung zu geben — ein mehrfaches unterdrücktes Aufschreien kam doch deutlich hörbar aus ihren Reihen.

Man hatte den Gemeinen Nyagoy in das Arrestlokal zurückgeführt. Todtenbleich, in völliger Erstarrung der Verzweiflung hatte er auf den Strohsack des Arrestantenlagers sich geworfen und das Gesicht der Wand zugewandt. Er regte sich nicht; sogar der Athem kam nur leise, zurückgehalten aus der wie von einer Zentnerlast beschwerten Brust — der Unglückliche wollte sich selbst nicht daran erinnern, daß er noch lebe. Dann mit einem Male ging eine furchtbare Erschütterung durch seinen ganzen Körper — ein Fieberfieber der Verzweiflung, ein Aufwachen seiner jugendlich stolzen Fassungskraft gegen das Unwiderstehliche, Mögliche, Wirkliche des Geschehenen.

Wie war er nur zu dem gelangt, was die glücklicheren emporkletternden Kameraden untereinander jetzt schon achselzuckend „verunglückt“ nannten? Die Tage seiner Kindheit und Jugend zogen — durch den Schimmer des Glückes, der sie alle verklärte, in schmerzender, blendendem Gegenlicht der Gegenwart — an seinem fieberhaft arbeitenden Erinnerungsvermögen vorüber.

Sein Vater, dessen Haare schon lange zu ergrauen begonnen, war ein in den Ruhestand veretzter Hauptmann. Außer einem kleinen Häuschen in Szolnot besaß er keinerlei Vermögen. Sein und noch mehr der schwachen, liebevollen Mutter ganzer Reichtum war der schwarzgürtige kleine Sandor, dessen tollsten Streichen sie nur Beifall zu lächeln verstanden. Man weiß ja, junge Pferde feuern aus, gehen durch, werfen ab! Aber in späteren Jahren im Jügel, da verliert sich das alles, und sie ziehen brav mit an den Lasten des Lebens! So dachten die schlichten alten Leuten in Szolnot und liehen ihren Jungen wie ein ungezähmtes Pusthenpferd ausraufen.

In Szolnot hat das 68. Infanterie-Regiment seinen Ergänzungsbereich. Papa Nyagoy stand bei den Bezirksoffizieren in hohen Ehren. Gar manches Faß Kampaswein aus dem Weingarten des alten Herrn halfen die Offiziere des Depotbataillons leeren, und mit dem Major und Kommandanten war Papa Nyagoy ein alter Dufsfreund.

Der kleine Sandor wuchs inmitten dieses edel ungarisch gaslichen Treibens auf und lernte so nur die vergnügliche Seite des Militärlbens kennen. Nach ihm wurde man Offizier, um zu reiten, zu trinken und lustige Geschichten zu erzählen, und je höher man stieg, desto lauter durfte man schreien, desto längere Pfeifen konnte man rauchen, und man genöthigt sich höchstens, statt von jungen Streichen, von alten Waffenthaten zu erzählen. Kein Wunder, daß es dem jungen Sandor auch gar nicht gefiel, während man zu Hause im Garten Kampas trank, im „Wißflüster“ den Staub der Schulbänke sämmtlicher Gymnasialklassen, die er allmählich durchraufte, aufzuwickeln — denn viel mehr als dieser Staub blies nicht an ihm haften. Endlich kam er aber dennoch an die Rechtsakademie in Großwardein zu weiteren Studien, begleitet von wahren Thronerben seiner Mutter, die ihren Stolz, ihr Alles, ihren Goldsohn, nur allein in die Ferner ziehen lassen mußte.

In Großwardein traf er seinen älteren Vetter Gyula, der schon ein Jahr vor ihm die Akademie bezogen hatte, und die beiden jungen Leute konnten so die vom Hause regelmäßig nachgeschickten frisch gemachten Schweinewürste und das vom Vater mitgeschmuggelte Fäßchen Kampas brüderlich theilen. Vetter Gyula war übrigens mit allen Sitten und Gebräuchen des Juratenthums schon vollständig vertraut und wurde für den jungen Sandor ein sicherer Mentor. Gar bald faßten beide ihre Aufgabe so auf, daß die tollen Streiche die Hauptsache, das Studiren aber Nebenache sei, und als sie gar noch einige Kadetten des in der Umgebung Großwardeins liegenden Husaren-Regiments kennen lernten, die sich den Juraten angeschlossen hatten, fand Sandor kaum noch Zeit, sich dessen zu erinnern, daß er eigentlich in Großwardein sei, um dem Rechtsstudium obzuliegen.

Als ein Jahr um war, erklärte er seinem Vater schlankweg, er wolle nicht Jurist, sondern Soldat, am liebsten Husar werden. Der alte Nyagoy erschrock nicht wenig. Denn wenn ihm auch das militärische Feuer seines geliebten Sandor gefiel, so dachte er doch mit Bangen an die Zulage, die das feste Husarenthum der Söhne aus den Taschen der bedrängten Väter erfordert. Die Beschaffung jenes tadellosen Glanzstiefels allein wäre der Steuersumme gleichgekommen für sein kleines Anwesen, die er doch schon mühselig genug zusammenschobte und zusammenschimpfte.

Dennoch hielt er mit den Szolnoter Offizieren beim Glase Kampas Kriegs Rath, und diese beschlossen, dem jungen Sandor „auf's Pferd“ zu helfen. Zuerst sollte er die Kadettenprüfung bestehen und bei ihrem Regimente „unberitten“ eintreten. Das war gerade nichts Schweres. Wenn man auf die Frage, welcher Fluß unter der Donaubrücke in Prag fliehe, nicht die Donau angab, ein kleines Diktando mit nicht allzu viel orthographischen Fehlern zu schreiben verstand und einige Vertrautheit mit der Regelbetrie und den „vier Spezies“ verrieth, so konnte man oft schon mehr als der Prüfende, der in einer Zeit noch beschreibener militärischer Bildungsauforderungen aufgetreten war. Was man hauptsächlich von den Kadetten verlangte, war ritterliches Benehmen, weshalb auch nur Söhne höherer Familien gern genommen wurden. Besonders der Oberst des Szolnoter Regiments liebte es, eine Elite von jungen Leuten für sein Kadettenkorps zusammenzufüllen. Nachdem Sandor die Kadettenprüfung überstanden, erhielt er seinen ersten militärischen Drill in den Reihen dieses ausgezeichneten eleganten Korps.

Leider belam er kurz darauf den Befehl, zur vierten Kompanie nach Prag einzurücken. Damit war Sandors Unglück besiegelt. Der feurige, von den Freunden seines Vaters auch dienlich vernünftige junge Bursche war nicht an eiserne militärische Strenge gewöhnt worden. Nun kam er unter einen Hauptmann, der leberleidend, pedantisch und rüchlich, gerade gewiss, freie feinere Mäuren nicht ertragen konnte, und der Schreden seiner ganzen Kompanie war. Zum Unglück bemerkte er überdies einmal, wie Sandor seinen kurzathmigen Strohred, die er über die Köpfe der Mannschaften hinonnetzte, mit einem Spottlächeln folgte, was ihn zu einem erbitterten Verfolger des jungen Mannes machte. Und doch war er schon ohne diesen besonderen Zwischenfall ein genügend für sich stehender Vorgesetzter. Wenn er so vor der Kompanie stand mit seinem lebernen Gesichte, das immer vor-schriftsmäßig glatt rasirt war, wenn er so unter dichten rothen Brauen die unheimlich vorstehenden Augen starr auf seine Mannschaften richtete, da schlugen die Herzen in banaler Erwartung des Unheils, das da kommen sollte. Er konnte nur zweierlei Strafen: für den gemeinen Mann den Bala, die Stockprügel, und für die Kadetten und Unteroffiziere das Kurzschließen. Die einzige Abwechslung bestand höchstens in der Beantragung kriegsrechtlicher Untersuchung — eine Nachtbefugnis, von der er den denkbar weitesten Gebrauch machte.

Ehe der junge Sandor noch recht wachte, worin die Pflichten seines Dienstes bestanden, was er zu thun und was er zu lassen hatte, da war schon die erste Seite seines Strafregisters mit Kompagniestrafen vollgeschrieben. Der junge Kadett Nyagoy sah bald, daß es ganz eins sei, ob er sich so oder so aufführe — Strafen gab's auf jeden Fall: Unter solchen Verhältnissen legte er sich nun weiter keinen Zwang mehr auf. Er machte die Bekanntschaft einiger junger Leute, Söhne aus wohlhabenden Familien, mit denen er allerlei Unterhaltungen mitschmeckte, bei denen er nie sonderlich auf die Stunde Acht hatte, bis zu welcher er Erlaubniß hatte, auszubleiben. Die Strafen blieben so wie so nicht aus, so wollte er doch die sehr kurz zugemessene Zeit, die er straflos war, auch ganz genießen. Da traf es sich einmal, daß er in besonders lustige Gesellschaft gerieth und drei Tage und drei Nächte von der Kaserne wegblieb. Und sein Erlaubnißschein lautete auf Ausgang von fünf Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends des ersten Tages!

Das Ende dieses sehr verlängerten selbst bewilligten Urlaubes war, daß Sandor von einer Militärpatrouille aus einem Restaurant auf der Kleinfeste abgeholt und in kriegsgerichtliche Untersuchung wegen Desertion gezogen wurde.

Und nun war es geschehen! Er war

gerichtet, beschimpft, ausgestoßen worden! Was würde sein alter Vater in Szolnot dazu sagen, wenn auf sein ehrgewohntes Leben der Schatten der Schande seines Sohnes fiel? Würde, wenn er es in Gesellschaft erfährt, nicht das Glas mit dem geliebten Kampas in seiner Hand zittern, würde er nicht fortzuschleichen aus dem Kreise der befreundeten Offiziere und sich selbst seiner Thränen vor ihnen schämen. Gut, daß die Mutter keine mehr vergessliche Ruhe, und rings um den Feuerherd der Granate strahlenförmig liegen die Körper der Getödteten!

Nachzu tausend Mann der Brigade blühten in dieser Stunde ihr Leben ein. Auch die Leibfahne des Regiments schien verloren, da die Feinde sie umringelten und der alte Fahnenträger erschöpft zu Boden sank. Da — im entscheidenden Augenblick durchdrang der Feldwebel Nyagoy mit sechs stahlharten Pustasöhnen hinter sich, die Reihen. Seine schwarzen Augen schleudern Blitze, seine Kolbenschläge laufen auf die Köpfe der Feinde nieder, mit der einen Hand reißt er den greisen Fahnenträger empor, mit der anderen ergreift er die Fahne und trägt sie, von unzähligen Kugeln umpöfien, siegreich aus der Feindesmitte. Einen Augenblick sieht man die getretete weiße Fahne noch hoch in seiner Hand flattern — dann schwindet alles im Kriegsgetümmel.

Die Truppen hatten ihren ununterbrochenen Rückzug nach Wärdien angetreten. Sechs Tage hörte man nichts mehr von Nyagoy. Am Abend des sechsten Tages endlich erschien er und meldete sich bei seinem neu ernannten Kompagnieführer, dem ihm wohlgeordneten Oberleutnant Ritter v. B. Er war im Zustande höchster Erschöpfung; die Uniform hing nur mehr in Fetzen an seinen abgemagerten Gliedern.

„Wo waren Sie?“ herrschte ihn der junge Offizier mit erzwungener Strenge an. „Ich melde vor allem,“ entgegnete Nyagoy, eine kleine Lebertasche überreichend, „daß ich hier die Kompagnieführer mit unversehrtem Inhalt überbringe.“

Erlaucht öffnete der Offizier die Tasche und überzählte eine beträchtliche Summe verloren geglaubter ararischer Gelder. „Wie sind Sie dazu gekommen? Die Gelder waren Hauptmann Lunden anvertraut!“

„Ganz richtig,“ entgegnete Nyagoy und fuhr zu berichten fort: „Als ich vor sechs Tagen bei Königgrätz die Fahne unseres Regiments aus der Mitte der Feinde trug, wollte ich das Geschehene unserem Hauptmann melden. Aber im Augenblick, als ich an ihn herantret, sank er, von einer Gewehrkugel mitten in die Stien getroffen, todt zu Boden. Ich sah ihn am Rande eines Grabens liegen. Inzwischen waren die Feinde uns wieder nahegerückt. Da fiel mir plötzlich ein, daß der Hauptmann in einer lebernen Tasche unter dem Waffentrock eine namhafte Summe ararischer Gelder bei sich trage. Die Thatsache war mir bekannt, da ich ja die Rechnungen hierüber führte. Kurz entschlossen warf ich mich nochmals in's Feindesgewühl, schnitt ihm die Tasche vom Leibe und schlug mich damit heraus. Durch diese Verzögerung war ich aber von den Unseren gänzlich abgedrängt worden und schlich mich nun ohne zu rasten, ohne Nahrung, mitten durch feindliche Lager, durch Wälder und Büsche, gebett, unserem Regimente nach. Ich bitte jetzt nur um die Erlaubniß, einige Stunden rasten zu dürfen, da meine Kräfte zu Ende sind.“

„Brav... sehr brav,“ sagte der Oberleutnant, in dessen Augen die schlichte Schilderung der Größe und Gefährlichkeit der ganzen Waffenthat nicht vermindern konnte. „Trachten Sie jetzt ordentlich auszuruhen; das Weiter wird sich finden. Machen Sie vorerst aus meiner Feldflasche einen recht ausgiebigen Schluck; es ist auf dem Rückzuge nicht so leicht, zu einem guten Trunke zu gelangen.“

Dankend lehnte Nyagoy ab. Sein Blick hing in einer einzigen bangen Frage, in die sein ganzes Fühlen sich zusammenzubringen schien, an dem Antlitz des Oberleutnants. Dieser verstand die stumme Sprache wohl, und etwas wie Furcht krampte das Herz des tapferen Offiziers zusammen bei dem Gedanken, was dieser Mann wohl beginnen würde, wenn seine Hoffnung sich nicht erfüllen ließe.

„Selbstverständlich,“ sagte er, wie auf eine ungesprochene Bitte antwortend, „werde ich Ihre Waffenthat in der Gefechtsrelation so glänzend als möglich schildern! Hoffen wir das Beste.“

Stehenden Fußes legte er sich zum Oberleutnant, dem das Regiment befehligte, um den Bericht über Nyagoy's heldenhafte Aufführung zu erstatten. Dieser hörte ihn lächelnd an. Eine jene, trockenen Naturen, die nur die „vorge-schriebenen“ Ehrebezüge kennen und für außergewöhnliche hochherzige Regungen keinerlei Verhältniß besitzen, hatte er fast einen Wiberwillen gegen das Hervorhoben durch eigenmächtige Kühnheit.

Als der theilnehmende Fürsprecher daher mit der Bitte schloß, dem schwergeprüften Nyagoy nun eine der erledigten Offiziersstellen zu verleihen,

lieh er ihn scharf an: „Herr Oberleutnant, Sie haben Ihre Bitte nicht überdacht. Einen kriegsgerichtlich Degradirten kann ich nicht zum Offizier vorrücken!“

Damit war Nyagoy's Urtheil gesprochen. Tagelang zögerte der junge Oberleutnant, dem von einer trügerischen Hoffnung Neubelebten den Todesthoss dieser schweren Enttäuschung zu bringen. Eines Vormittags, nach einer Feldübung, trat Nyagoy selbst auf ihn zu: „Herr Oberleutnant... verzeihen Sie... ist Ihnen noch nichts bekannt geworden... was habe ich zu hoffen?“ Die Stimme des Unglücklichen zitterte so stark, daß sie unkenntlich fremd klang. Der Oberleutnant sentte den Blick, um den Augen des andern nicht zu begegnen und sagte dann zögernd: „Man hat Sie zur Degradirung mit der großen goldenen Medaille“ — das war das höchste Ehrenzeichen für die Mannschaft — „vorgeschlagen. Anders war leider nicht möglich.“

Eine drückende Pause entstand. Einen Augenblick schien es, als ob Nyagoy schwante wie ein Baum, der einen Anstich in das Lebensmark erhielt. Dann entgegnete er müde, tonlos: „Woher? Mein Leben ist doch zu Ende!“ Seit dieser Mitteilung war Nyagoy tiefsinnig und kränzlich, nach wenigen Tagen mußte er in's Feldlazareth abgegeben werden.

Als die dem Feldwebel Nyagoy verliehene goldene Medaille zur Ueberreichung gelangte ließ der Oberleutnant den Kompagnieführer zu sich bescheiden.

„Wollen Sie dem Feldwebel Nyagoy von der ihm gebührenden Auszeichnung verständigen,“ sagte er dienlich kurz. „Die Degradirung wird im Beisein des ganzen Regiments stattfinden,“ fügte er noch wie nebenbei hinzu.

„Feldwebel Nyagoy ist heute Morgen in der sechsten Abtheilung des Feldlazareths gestorben,“ entgegnete der Oberleutnant und vermied es dabei, seinen Vorgesetzten anzusehen. Dieser mußte dennoch einen leisen Vorwurf aus der Bemerkung der worte herausgehört haben, denn er richtete sich stramm militärisch auf, und erwiderte noch schärfer als sonst: „Gleichviel, so werden sie das Ehrenzeichen in vorgeschriebener feierlicher Weise auf die Brust des Todten heften.“

Schweigend saluirte der Oberleutnant und entfernte sich rasch, hinter den zusammengebeugenen Jähnen ein Wort der Entrüstung über das hartherzige Verschulden des militärischen Despoten zurückhaltend. Der Tag des Begräbnisses des Feldwebels Nyagoy war da. Vor der Einsegnung durch den Feldgeistlichen, der Nyagoy so oft tröstend zugeprochen hatte, sollte noch ein besonderer Akt militärischer Ehrung an dem offenen Sarge vorgenommen werden. Die Offiziere fall aller anwesenden Regimenter, darunter mehrere, die als Kadetten mit dem Degradirten ihre Laufbahn begonnen, hatten zu der ersten Freier sich versammelt. Aber alle traten ehrerbietig zur Seite, als ein alter Hauptmann in der schlecht sitzenden vertragenen Uniform eines Pensionirten, die ungeschickt aufgestülpte Kappe auf dem grauen, zerzausten Haare, schwankend bis zur Bahre vordrante. Sie erriethen es alle — auch die ihn nicht kannten — das war der alte Nyagoy, der den weiten Weg von Szolnot nicht gescheut hatten, um zu sehen, wie man seinen Sandor nun doch in Ehren zu Grabe trug.

Langsam, feierlich, trat jetzt der Oberleutnant als Compagnieführer vor und befestigte die goldene Medaille auf dem Waffentrock des Todten — das Ehrenabzeichen auf die Brust des Entschrittenen.

Es war ein ergreifender Augenblick. Ein Schlagen drang aus der Brust des alten Hauptmannes, und die Augen vieler Offiziere wurden feucht. Sie sahen auf den todtten Kameraden hin, der nichts mehr von der Auszeichnung empfand, die ihm geworden, den sie mit seinem frohen Blick, mit seinem warmen Händedruck mehr beglückwünschten konnten. Wie heldenhaft, wie unermüdet hatte er gegen die Unerbittlichkeit seines Schicksals gekämpft, wie taufendfach hatte er geteilt, was er einst verdorben — und doch umsonst!

Sie begriffen alle in diesem Augenblick: alle andern Güter der Erde können neu erungen werden — Glück, Liebe, Freundschaft, Ruhm lehren im Kreisen des Lebensrades mehrfach wieder — nur die „Ehre“ nicht!

„Die Dame im zweiten Platz muß eine große Kinderfreundin sein. Sie hat immer Kinder bei sich und läßt sie in ihrem Platz spielen, unbestimmt darum, wie viel Lärm und Gepolter sie auch machen.“

„D, das thut sie nicht aus Vorliebe zu den Kindern, sondern um die Frau zu ärgern, die unter ihr wohnt.“

„Diese Gläubiger!“

„Wie ich höre, machst Du eine glänzende Partie!“

„Ach, die halbe Braut bin ich ja schuldig!“

„Gewaltthätigkeit.“

„Jetzt hab' ich den dritt' Raab! ... Geh, werf' mi' naus, Schotisch! — der Dolta hat mir's Bier verlobt!“

„Seitere Szenen aus russischen Gerichtsverfahren.“

Schildert der Petersburger Berichterstatter eines italienischen Matrosen. Im Winter, wenn es recht kalt ist,“ schreibt er, „gehen in den kleinen russischen Provinzhäusern die Leute, die nichts zu thun haben, in die Gerichtsverfahren des Herrn Polizeirichters, wie man ins Kaffeehaus geht. Diese Sitzungen haben nichts Schreckliches; man ist recht gemüthlich unter sich, gleichsam in Familie, unter Bekannten, man plaudert, man scherzt, man lächelt. Der dienstthuende Gendarm an der Thür kennt alle, grüßt, wird begrüßt und geht von Zeit zu Zeit mit einem guten Freunde in die in der Nähe liegende „Stechneise“, wo man rasch, im Stehen, ein Gläschen hinunterzieht. Der Gerichtssaal ist nicht groß. In einer Ecke steht oder hängt das übliche Heiligenbild; davor brennt eine Kerze. In einer anderen Ecke brummt der große, russische Ofen. In der Mitte der hinteren Wand hängt ein Bild des Kaisers. Die Bänke, die so aufgestellt sind, wie in der Kirche, sind dicht besetzt; mit der Pelzmütze unter dem Arm oder in der Hand, laufen die Leute den Offenbarungen des Herrn Polizeirichters. Einige gehen, andere kommen, machen, wenn sie das Heiligenbild erblicken, das Zeichen des Kreuzes und setzen sich nieder. Der Herr Polizeirichter sitzt im Hintergrunde, unter dem Bilde des Kaisers, hinter einem Tische mit rother Decke und mit zahlreichen Tintenflasken. Am Halbe hat der Herr Polizeirichter eine silberne Kette mit einer Schaumkrone; er sieht aus wie ein Schützenkönig. Hinter ihm steht der Pristaw, der Gerichtsdienner, ein Halb-Ruß, mit verbummertem Gesicht. Es wird hier ohne allzu großen Apparat Recht gesprochen. „Angeklagter Michailow!“ ruft der Pristaw. Michailow tritt vor; er wird beschuldigt, Bäume, die dem Staate gehören, mit der Wurzel ausgerissen zu haben, um sich Brennholz zu verschaffen. Der Angeklagte hört erstaunt zu, als ihm der Richter die Anklageschrift vorliest, und schüttelt, wie abwehrend, sein blondgelocktes Haupt. Er wird freigesprochen. „Sind Sie zufrieden?“ fragt der Richter. Michailow schüttelt wieder das Haupt; nein, er ist nicht zufrieden. Der Richter, der nicht recht gesehen und gehört zu haben glaubt, wiederholt die Frage. „Ja bin nicht zufrieden,“ schreit Michailow entrüstet, „denn ich durfte überhaupt nicht abgeurtheilt werden; denn ich bin gar nicht der, der in der Anklageschrift erwähnt ist; das ist ein anderer Michailow — der da drüben auf der dritten Bank!“ Der Richter zum Pristaw: „Ja, wenn haben Sie denn die Vorladung gegeben?“ Der Pristaw schüchtern: „Der Richtige“ war nicht zu Hause, da habe ich sie dem anderen gegeben!“ Das Publikum brüllt vor Lachen. Der Richter ruft nun den „Richtigen“ vor und fragt ihn: „Wollen Sie sofort abgeurtheilt werden?“ Michailow von der dritten Bank macht ein piffiaes Gesicht und antwortet: „Ich habe nichts dagegen, unter der Bedingung, daß ich auch freigesprochen werde.“ Die Bedingung wird angenommen, und fünf Minuten später ist auch der richtige Michailow glänzend freigesprochen. „Gosvobin Karstin!“ ruft der Pristaw. Ein Kleinbürger in einem unehrerlichen Kleid tritt vor bis zum bedeckten Tische der Justiz. „Sind Sie Jwan Karstin?“ fragt der Richter. — „Ja, aber ich habe keine Vorladung bekommen; ich bin nur zufällig hier; ich weiß von nichts!“ — Wieder einer Ihrer Streiche!“ schreit der Richter den Pristaw an, der zusammenzuckt, wie ein Taschenmesser. Dann spricht der Herr Polizeirichter zum Angeklagten: „Am Abend des 20. Oktober haben Sie in der Truntheit der Staatsgewalt Widerstand geleistet. Befennen Sie sich schuldig.“ „Ich habe keine Vorladung erhalten,“ wiederholt der kleine Mann im großen Pelz. — „Aber wer, zum Teufel, hat denn die Vorladung bekommen?“ fragt der Richter den vor Angst und Ehrfurcht zu Boden sinkenden Pristaw. Der Pristaw läßt seine Augen suchend herumgehen und ruft schließlich beglückt: „Der Mann da, der in der zweiten Bank sitzt und so furchtbar lacht.“ Jetzt muß auch der Richter lachen. Endlich ist alles wieder ruhig, und der Richter fragt wieder den Mann, der die Vorladung nicht bekommen hat: „Ja, bekenne Sie sich denn schuldig, ja oder nein?“ Jwan Karstin denkt einen Augenblick nach und sagt dann: „Da ich doch die Vorladung nicht bekommen habe, will ich „in contumacia“ abgeurtheilt werden. Spricht's, zeigt dem Richter den Rücken und kehrt in den Zuschauerraum zurück, während der Herr Polizeirichter ihm nachruft, daß er „in contumacia“ zu 25 Rubel Geldstrafe verurtheilt sei. Die Sitzung dauert fort ...

„Los von den Schulden.“

Vater: „Und weshalb will ich dein Mann sprechen?“

Tochter: „D, er möchte Dich um einige hundert Dollars bitten. Weißt Du, es ist ihm so sehr darum zu thun, aus den Schulden herauszukommen.“

Mutter: „Jawohl, er erinnert mich stark an eine Patient-Redigin.“

Envia: „Wieso?“

Mutter: „Er wurde erst tüchtig geschüttelt, ehe man ihn nahm.“

Bernleia.

Envia: „Der junge Sapleigh, mit dem Raub verlobt ist, hat sich bei fast jedem Mädchen aus unseren Kreisen einen Aord geholt.“